

# Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 27.

Berlin, Mittwoch den 3. März

1841.

## Schweden.

### Ueber Strafen.

Von dem Kronprinzen von Schweden.\*)

Die Gesetze eines Volkes kann man mit Recht als den Maßstab der Bildung und des sittlichen Zustandes betrachten, den es erreicht. Dies gilt besonders von den Straf-Gesetzen, die sich weit leichter den steigenden Anforderungen der Menschlichkeit und Rechtslehre anpassen lassen, als die Civil-Gesetze, welche in gewisser Beziehung mehr durch Landes- und Nationalgebrauch bedingt werden, so wie auch oft von besonderen Lokal-Verhältnissen abhängen. Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß eine auf billigen und natürlichen Grundlagen ruhende Civil-Gesetzgebung eines der wirksamsten Mittel zur Ausgleichung veralteter Mißbräuche und eingewurzelter Vorurtheile ist, und daß sie eine wichtige Bedingung zur Entwicklung eines gebildeten Nationalgeistes und einer echt vaterländischen Gesinnung ausmacht.

Damit der Staat fähig sey, auf dem Wege zu seinem großen Ziele, dem sittlicher und geistiger Bildung bei allgemeinem Wohlstande, unbehindert fortzuschreiten, muß er auf einer vernünftigen Grundlage ruhen und so eingerichtet seyn, daß er Schutz gegen Alles gewähre, was die Sicherheit des Ganzen oder des Einzelnen in Gefahr bringen könnte. Die äußere Selbstständigkeit und der innere gesellschaftliche Zustand des Staates müssen gegen verrätherische Anschläge, — Leben und Wohlfahrt des Einzelnen gegen Gewalt und Verfolgung, — das Eigenthum gegen unerlaubte Eingriffe geschützt werden. Aus diesen für das Bestehen und die Entwicklung eines Staates unerlässlichen Bedingungen, die nichts Anderes als Gottes in dem inneren Antriebe und dem äußeren Bedürfnis der Menschen sich offenbarende Wille sind, entspringt ganz besonders das eigentliche Straf-Recht des Staates, welches sich daher gänzlich auf Vernunft und Gerechtigkeit gründet.

Aber die Ausführung einer anerkannten Rechts-Idee muß mit dieser Idee vollkommen übereinstimmen, damit sie ihre Eigenschaft der Rechtsmäßigkeit beibehalte. Die Form, worein sie sich kleidet, muß der als richtig erkannten Grund-Idee entsprechen und eben so gewissenhaft als folgerichtig ihre Anforderungen erfüllen; denn sonst verleugnet sie ihr eigenes Urbild und geht in dessen Gegen-satz über.

Hieraus folgt, daß die Wahl der Strafen selbst unter der religiösen Anerkennung einer höheren Weltordnung und einer erleuchteten Berücksichtigung des Menschenwerthes geschehen muß; auch müssen die Strafen vollkommen gerecht seyn, und zwar sowohl in Bezug auf ihre Qualität oder Beschaffenheit, als auch auf ihre Quantität oder das der Größe des Vergehens entsprechende Maß. Eben so müssen sie auch vernünftig, d. h. in psychologischer Hinsicht so beschaffen seyn, daß sie die Besserung des Bestraften bewirken und auf diese Weise dahin abzuwecken, einer neuen Störung des zum Gedeihen des Staates nöthigen Rechtszustandes vorzubeugen.

So zeigt sich also in dem Wesen einer vollkommenen Strafe das Ziel, nach welchem man beim Bestimmen derselben zu streben hat. Daß man in der Wirklichkeit nicht im Stande ist, dies Ziel vollständig zu erreichen, davon muß man die Ursachen theils in der Unvollkommenheit, die unzertrennlich von allem Menschenwerk ist, theils in äußeren Umständen suchen, welche oft einen so mächtigen Einfluß üben, daß sie selbst eine Art von relativem Rechtszustand bilden. Dies liefert eine Erklärung — und vielleicht eine Entschuldigung — der Abwege, auf welche die Criminal-Gesetzgebung sich so oft verirrt und sich zum großen Theil noch befindet; doch darf es das Streben nach einer für die Fortschritte der Bildung und die Anforderungen der Menschheit besser passenden Straf-Theorie nicht verhindern; denn das Streben danach, daß Alles sich mehr und mehr der Vollkommenheit nähert, ist ein Kennzeichen des göttlichen Ursprungs der Menschen. Vorurtheilsfrei auf die oft theuer erkauften Erfahrungen der Vorzeit lauschen und daraus Lehre und Anleitung entnehmen, wie man die gegenwärtige Anforderung zu beurtheilen und zu erfüllen habe, und besonders die Möglichkeit zu einer vernünftigen Auffassung des Problems vorbereiten, welches die Zukunft ihrerseits auch zu lösen bekommen wird: dies macht die

wahre Kontinuität in der wachsenden Bildung des Menschengeschlechts aus. Der eigentliche Werth einer jeden Grundlage, im Reiche der Ideen sowohl als in dem der Wirklichkeit, hängt von dem Gebäude ab, welches man darauf errichten kann; denn es ist gleich unbeskritten, daß das letztere sich ohne jenen nicht zu erhalten vermag, wie der Grund allein an und für sich nichts Ganzes, nichts Vollendetes ausmacht.

Das Heidenthum hatte seine Rechts-Ansichten, welche den Lehren des Christenthums, den Lehren der himmlischen Liebe und Gerechtigkeit, weichen mußten. Unwissenheit und Dunkel verhüllten lange dies ewige, Alles belebende Licht; aber sein milder Geist siegte über jegliches Hinderniß und allen weltlichen Widerstand und lehrte die Menschen, den Versuch zu machen, selbst in der Bestrafung ihrer gefallenen Brüder die Anforderungen der christlichen Liebe zu erfüllen. Die Straf-Gesetze sowohl als auch die Straf-Anstalten dieser Denkungsart anzupassen, ist eine würdige Aufgabe für die Bewohner Europas.

Unter den mannigfaltigen und wichtigen Gegenständen, die zur Criminal-Gesetzgebung gehören, ist die Beschaffenheit der Strafen ohne Zweifel derjenige, welcher die meiste Aufmerksamkeit erfordert. Nach den Straf-Arten, welche die Gesetze vorschreiben, kann man auf die größere oder geringere Achtung des Gesetzgebers vor der Menschenwürde schließen.

Die Strafen zerfallen in zwei Hauptarten, nämlich:

a) In solche, welche eine Pein oder Marter des physischen Theils am Menschen bezwecken und die man im Allgemeinen Leibesstrafen nennt.

b) In psychische oder sogenannte Seelenstrafen.

Jene, die Leibesstrafen, sind uralte. Sie haben ihren Grund in dem Rachegefühl, welches in der Vorzeit bei der Ausübung des Strafrechts überwiegend war, so wie in dem damals herrschenden Mangel an Bildung. Es bedarf in der That eines nicht geringen Grades von Bildung, um die Wichtigkeit der Seelenstrafen richtig zu beurtheilen und sie als eine vollkommene Sühne für begangene Verbrechen zu betrachten. Der Haß der Einzelnen oder das gekränkte Rechtsgefühl trieben lange das menschliche Erfindungs-Vermögen an, den Grausamkeiten der Leibesstrafen tausenderlei Gestalten zu geben. Sie wurden nicht nur zur Bestrafung des wirklichen Verbrechens, sondern auch dazu angewendet, um denjenigen ein Bekenntniß abzupressen, die man schuldig finden wollte. Das Christenthum mußte Jahrhunderte hindurch gegen die Gewalt der Leidenschaften und Vorurtheile kämpfen, bevor es deren Barbarei zu mildern oder mindestens die Ueberreste heidnischer Rohheit mit rechtsähnlicheren Formen zu umkleiden vermochte.

Nachdem die immer mehr fortschreitende Bildung aus unserer Criminal-Gesetzgebung die barbarischsten Leibesstrafen, als Stäupen, Brandmarken u. dgl. \*) verbannt hat, sind nur noch Ruthenhiebe und Stockschläge als die letzten Spuren von Rechts-Ansichten einer vergangenen Zeit übrig geblieben.

Ruthenhiebe, welche den Bestraften mit unauslöschlicher Schande bedecken, sind vielleicht fernerhin eben so vernunftwidrig als die Todesstrafe; im letzten Falle wird die physische Existenz des Verbrechens, durch Ruthenstreiche aber fast die Möglichkeit seiner künftigen Besserung vernichtet. Das Strafrecht des Staates, dessen einziger Zweck ist, durch verhängte Strafen den gestörten Rechtszustand wiederherzustellen, so wie zu warnen und zu bessern, hat sich demnach so himmelweit von seiner Grund-Idee entfernt, daß es verunehrt, die Umkehr auf der Bahn des Verbrechens fast unmöglich macht und nur die Wahl zwischen Elend und Schaffott übrig läßt. Wie viele Beispiele dieser Art, die für die Menschheit eben so betrübend als für die allgemeine Sicherheit gefährlich sind, hat nicht unser Vaterland aufzuweisen!

Aber, wendet man ein, die Leibesstrafen sind verwachsen mit unseren Gewohnheiten, unseren Sitten und National-Gebräuchen! Diese Behauptung beruht, nach meiner Ueberzeugung, auf einem Mißverständnis, — sie geht aus dem Zusammenwerfen der Ansichten verfloßener Zeiten mit denen der unsrigen hervor. Körperliche Züchtigung war mit der allgemeinen Denkweise verwachsen, so lange sie mit den herrschenden Religionsbegriffen übereinstimmte. Die Kirche selbst wies den Sünder darauf hin, als auf ein seligmachendes Mittel, und der Bussfertige glaubte durch Geißelung, körperliche Schmerzen

\*) Aus der von Sr. Königl. Hoh. verfaßten Broschüre „Ueber Strafen und Straf-Anstalten.“ Siehe Nr. 21 des Magazins.

\*) Zur Ehre unseres Vaterlandes kann angeführt werden, daß sie in Schweden nie angewendet worden. (Anmerk. d. Verf.)

und strenges Fasten den verlorenen Gewissensfrieden wieder zu gewinnen. Weit entfernt, körperliche Züchtigung für entehrend zu betrachten, wurde sie vielmehr als ein Akt der Sühne und als der einzige richtige Weg zur Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche angesehen. Daher findet man sie in Vereinigung mit Kirchenbuße und Reichte, nach welchen der durch die Strafe Gereinigte wieder in die Versammlung eintrat. Aber dieser Glaube, dieser Begriff ist längst verschwunden. Die öffentliche Meinung stempelt in unseren Tagen den Gezüchtigten mit fast unauslöschlicher Schmach und stößt ihn mit Abscheu zurück. Findet sich wohl Einer unter denen, welche die Ruthenhieße verteidigen, der einen Ausgepeitschten in seinen Diensten nähme? Hat man dadurch nicht eine Klasse von Parias, eine Art vogelfreier Wesen geschaffen, die gezwungen sind, sich so zu betrachten, als lebten sie mit dem Staate in einem fortwährenden Kriegszustande?

Entehrende Leibesstrafen führen außerdem noch die Gedanken auf einen gefährlichen Abweg, und zwar auf den, zu glauben, das Verbrechen selbst sey eigentlich weniger entehrend, vielmehr aber die Strafe. Daher kommt bei Ungebildeten oft die Ansicht, ein Verbrechen sey durchaus nicht schändend, wenn man nur verstanden habe, durch List oder hartnäckiges Leugnen sich der erniedrigenden Strafe zu entziehen.

Die Ruthenhieße, welche in anderen Ländern gebräuchlich waren, sind doch in Deutschland und Frankreich ohne Schaden abgeschafft worden, und ohne daß eine Vermehrung der Verbrechen die Folge davon gewesen wäre. Sollte wohl das Schwedische Volk, das sich durch eine tiefere Religiosität auszeichnet, — das seit uralten Zeiten eine freie Verfassung hat, so weit hinter jenen Nationen zurück seyn, daß es nicht eine eben so vernunftgemäße und menschliche Gesetzgebung zu ertragen vermöchte? Die allgemeine Stimme wird diese Behauptung sicher verwerfen, und es sind bereits auf dem gegenwärtigen Reichstage die Abschaffung der Ruthenstreichs betreffende Anträge gemacht worden.

Es gewährt meiner Ueberzeugung eine wichtige Unterstützung, daß die durch den Justiz-Minister von den Kreis- oder Bezirks-Richtern eingeforderten Stimmen über die Ruthenhieße und die eben so verderbliche als von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit gänzlich abgewichene Kirchenbuße folgendes Ergebnis geliefert haben:

Für Abschaffung der Ruthenhieße . . . . .	48 Stimmen.
Für Beibehaltung . . . . .	13
Nach Willkür . . . . .	12
Für Abschaffung der Kirchenbuße . . . . .	44 Stimmen.
Für Beibehaltung . . . . .	21
Nach Willkür . . . . .	12

Außerdem kann man annehmen, daß Manche, welche Bedenken über die Abschaffung der Ruthenhieße hegen, dazu durch das geringe Vertrauen veranlaßt werden, welches sie zu unseren Gefängnissen und Corrections-Anstalten haben, und daß dieses wohlbegründete Mißtrauen keinen geringen Einfluß auf ihr Urtheil übt.

(Schluß folgt.)

## R u s s l a n d.

### Panorama von St. Petersburg.

(Schluß.)

Dem Geiste schwindelt, wenn er die bewundernswürdige Welt, die erstaunliche Menge lebendiger Kreaturen und geformter und geordneter Massen, die hier das Zauberwort eines gewaltigen Machthabers ins Leben rief und ansammelte, in detaillirende Untersuchung zu ziehen wagt. Mit einem Blicke überschaut hier das leichtfertige Auge Werke, zu deren Vollendung Millionen von Händen anderthalb Jahrhunderte lang sich regten. Der Tribut von hundert Völkern und der Schweiß zahlloser Sklaven erscheint hier in magnifiken Palästen an den Ufern der Newa aufgestapelt. Es ist das brillante Resultat aller Kriege und Siege des Russischen Adlers und das Erzeugniß seines merkwürdigen Wachstums. Byzanz und Babylon, Samarland und Peking mußten zollen, um das Palmyra der nordischen Wüsten zu bauen, die Tataren und Kaukasier, die Polen und Finnen mußten bluten, damit dies Babylon bestünde, frei athme und lebe. Der Kobbenkran der Eskimos und Samojeden duftet nach tausendfachen Metamorphosen als Odeur und Parfum in den Sälen dieser Gebäude, und was die Natur in den Eingeweiden des Ural und Altai unter dem Schutze der goldhütenden Greifen langsam schuf, die Edelsteine, das Gold und Silber, die Pelze, mit denen sie die Thiere der Sibirischen Wälder schmückte, die Theeblume, die sie an China's Stauden erblühen ließ, die Gewürze, die sie an Arabiens Sonne kochte, dies Alles ist hier an's helle Tageslicht der Residenz hervorgegangen, und alle Säfte und Kräfte, die irgendwo auf dem großen Areal des Niesenreichs spärlich tröpfelten und keimten, fließen unter diesen Dächern in Strömen, und indem sich Tropfen zu Tropfen und Körnchen zu Körnchen fügte, wuchs hier Alles zu riesenmäßiger Größe heran. Diese silbernen Altäre und dieses Gold der Kirchenkreuze wurde erkauf mit dem Blute vieler tausend Krieger. Eine einzige Gesellschaft, wie sich deren unter diesen Dächern täglich hunderte versammeln, ist das Produkt von den pädagogischen und belehrenden Bemühungen von vielen langjährigen Erziehungen und unzähligen aus Englischen, Französischen, Deutschen und Russischen Lippen hervorgegangenen Ermahnungen.

Die Richtung der drei Perspektiven, die unter Winkeln von etwa 40 Graden aus einander laufen, und der Lauf der drei Kanäle bestimmen die Direction der übrigen radialen und konzentrischen

Straßen der drei Admiralitäts-Stadttheile. Die berühmtesten unter ihnen sind die große und kleine „Morokaja“, die große und kleine „Millionawa“, die „Neschischanskaja“ und die „Sladowaja“ (Gartenstraße). Alle Straßen Petersburgs ohne Ausnahme sind breit und bequem, und Winkel- und Sackgäßchen sind hier durchaus unbekannt. Allerdings theilt man sie ein in drei Klassen, in „Prospekte“ (lange Straßen erster Größe), „Ulizen“ (gewöhnliche Straßen) und „Pereuloks“ (Verbindungsstraßen, Quergassen). Doch sind diese Quergassen meistens noch so breit und groß, daß sie in jeder anderen Stadt von minder kolossalen Verhältnissen für Hauptstraßen gelten würden. Die Straßen haben alle zwei Namen, einen Russischen und einen Deutschen, der aus dem Russischen übersezt ist. Außer den Deutschen, die ihre Deutschen Namen gebrauchen, bedienen sich alle andere Nationen, die nicht so zahlreich vorhanden sind, der Russischen Benennungen.

Jenseits der „Fontanka“, die, mit den schönsten Palastreihen an ihren Ufern besetzt, den letzten Admiralitäts-Stadttheil umschließt, dehnen sich alsdann noch breit umher die übrigen Stadttheile aus und legen sich in mächtigen Ringen um den inneren Kern, und endlich weit hinten aus der Ferne, an die Wüsteneien der Ingermanländischen Sümpfe gränzend, dümmern in mattem Lichte und in den Nebel des Horizonts verloren die Vorstädte an der „Ligowka“ und dem „Zagorodno-Kanal“ und die von Arbeitern und Handlangern bewohnten Stadtdörfer „Klein- und Groß-Dorta“ hervor. Auch diese Stadttheile, die von den Jämschtschids (Fuhrleuten), Plotniks (Zimmerleuten) und Muschiks (Bauern) bewohnt werden, gleichen in nichts unseren Armen-Vierteln. Es giebt in Paris und London und auch in einigen unserer Städte Quartiere, welche die wahre Residenz des Hungers und Elends zu seyn scheinen, in denen sich eine schmutzige, zerlumpte, sittenlose und freche Menschenrace bewegt, in denen die Häuser eben das zerfallene und kümmerliche Ansehen ihrer Bewohner haben und Noth, Kummer und Entfittigung in tausend gräßlichen Gestalten auf den schmutzigen Straßen schleichen. Dies ist in Petersburg nicht so. Lumpensammler, freche Straßenräuber, elende halb-nackte Krüppel, zudringliche Bettler kennt diese vornehme Residenz nicht. In ganz Rußland hat in keiner seiner Städte eine Straßenbevölkerung der beschriebenen Art. Rußland ist dafür der Leibeigenschaft der niederen Volksklassen verpflichtet. Mit dem Triebe zur Freiheit wurde ihnen auch der Zahn der Freiheit ausgerissen, und da die Kleinen sich alle an die Großen lehnen, so kann keiner so tief sinken, wie bei uns, wo Alles auf eigenen Füßen stehen will. Was man daher von den Russischen Städten bei uns fabelt, daß darin neben den traurigen Hütten die schönsten Paläste ständen, ist falsch oder doch mißverstanden. Es giebt in keiner einzigen Russischen Stadt so schneidende Kontraste zwischen Elend und Luxus, wie fast in jeder beliebigen West-Europas, obgleich allerdings die Verschiedenheiten zwischen der rohen Einfachheit der Einen und dem Ueberflusse der Anderen groß genug sind. Der böse Geist der Gier nach den von Anderen in Besitz genommenen Gütern ist noch nicht in dem gemeinen Russischen Volke erwacht. Sie haben satt zu essen, wenn auch nur rohen Kohl und grobes Brod, und kleiden sich vollständig, wenn auch nur mit Sadleinwand und Schafsfellen. Die Vorstädte der Arbeiter und die Quartiere „des schwarzen Volks“ in Petersburg sind daher durch nichts anstößig und verlegend, obgleich allerdings wüß, öde und unschön und also auch durch nichts wohlgefallend. Da in ganz Petersburg, wie überhaupt in ganz Rußland, die hohen thurmartigen Dächer unserer Städte fehlen, da man glücklicher Weise durchweg mit mehr oder weniger platten Dächern baut, so fehlt damit auch die ganze bei uns so zahlreiche Dachbevölkerung. Ein Dachstübchen giebt es wohl in ganz Petersburg kaum, und so auch nicht die Dachpoeten, nicht die im höchsten Stode wohnenden Gelehrten und Schriftsteller und nicht alle die übrigen bei uns unter den Schindeln und neben den Schornsteinen hausenden Gefangenen und Kummervollen. Die Häuser in Petersburg sind fast durchweg nur ein- und zweistöckig. Gewiß sind die meisten einstöckig, besonders in den äußeren Ringen der Stadt, aber auch in den inneren selbst finden sich nicht wenige einstöckige, und nur in den Admiralitäts-Stadttheilen erheben sie sich zu drei und vier Stockwerken, doch auch hier nur sehr selten. Fünfstöckige giebt es kaum ein halbes Duzend, während man bei uns sehr häufig zu sechs-, sieben- und achtföckigen aufsteigt. Es macht sich indeß allerdings jetzt, da die Räume am Boden theurer zu werden beginnen und die Stadt nicht mehr so bedeutend und zerstreut um sich greift, sondern sich mehr in sich selbst ausbaut, ein bedeutendes Streben in die Höhe geltend. Die neuen Häuser werden höher gebaut, und auf den alten ein- und zweistöckigen werden neue Etagen aufgesetzt. Während meiner Anwesenheit in Petersburg hätte man leicht ein paar Hundert solcher Häuser zählen können, deren Dächer man abgedeckt hatte, um neue Etagen aufzusetzen.

Wie nach Süden vom Admiralitätsthorne die drei Perspektiven, so gehen nach Norden und Westen die Flußarme aus einander, und wenn auf jenen das Treiben und Jagen der Equipagen das Fernrohr ergötzte, so ist es hier das noch viel interessantere Schauspiel der Gondeln und Schiffe. Der Brücken über die Newa sind nur wenige, und man wäre daher in allen Fällen gezwungen, große Umwege von mehreren Wersten zu machen, wenn nicht an zahlreichen Punkten des Ufers Gondeln bereit ständen, die für wenige Kopelen auf die andere Seite führen. Die gewöhnlichen Petersburgischen Gondeln sind unbedeckt und mit zwei Rudern versehen. Doch giebt es auch bedeckte und sehr große zu 6, 10 und 12 Rudern, die mit großer Geschwindigkeit ihr Handwerk treiben und ihre Passagiere gewöhnlich auch noch mit Gesang und Musik unterhalten. Die großen Herren, der Hof, die verschiedenen Ministerien und viele öffentliche Anstalten haben ihre besonderen Gondeln, die oft sehr reich geziert sind und von prächtig

uniformierten Gondolieren geführt werden. Alle Kanäle und Flußarme Petersburgs sind von ihnen eben so belebt wie die Straßen von den Droschken. An Festtagen gleiten sie in großen Schaaren den zauberischen Inseln, den beliebtesten Lustorten der Petersburger, zu.

In Hamburg, Odessa, Rotterdam und vielen anderen Seehandelsplätzen, wo nur ein enger Hafen zur Aufnahme der Schiffe bereit ist, liegen alle Schiffe zu einem dichten Haufen vereinigt. In Petersburg, wo die beiden Arme der Newa in ihrer ganzen Länge als Hafen dienen, vertheilt sich Alles mehr, und es bilden sich an den Quais hin und auf der Mitte des Flusses verschiedene Gruppen von Schiffen. Hier sieht man eine kleine Flottille armirter „Kriegsmänner“, dort einen Haufen friedlicher Kauffahrteifahrer oder eine Versammlung von allezeit segelfertigen Dampfböten.

Wie sich auf der Wasserseite die Schiffe am Ufer hinreihen, so auf der Landseite die Prachtgebäude des Englischen und des Hof-Quais und ihnen gegenüber die endlose Reihe der Paläste des Wassili-Dstrowschen Quais, die Börse, die Akademie der Wissenschaften, die Universität, das erste Kadetten-Corps<sup>\*)</sup>, die Akademie der Künste, das Corps der Berg-Kadetten, sämmtlich am schönen südlichen Ufer der Insel hingelagert. Alle diese Gebäude sind pompös und von außerordentlichem Umfange. Die letzten erkennt das Auge schon kaum mehr, und noch immer dämmern neue und neue Gruppen von Palästen hinter ihnen auf, wie hinter einander lagernde und in blaue Ferne sich verlierende Bergzüge. Das nördliche Ufer von Wassili-Dstrow ist nicht so brillant, weil es der wüsteren Petersburgerischen Insel zugewendet ist. Mit Bedacht macht Wassili-Dstrow gegen die große Newa Front und zeigt seine Lichtseite den Palästen der Admiralitäts-Stadttheile.

Peter der Große, der schon vom Anfange herein Wassili-Dstrow zum Sitz des Handels auswählte und dem Amsterdam als Muster einer gut eingerichteten Handelsstadt vorschwebte, wollte diese Insel nach Art jener Stadt mit Kanälen durchschneiden, auf denen dann die Waaren auf die bequemste Weise zu den Magazinen gelangen sollten. Einige von diesen Kanälen wurden auch schon ausgeführt, später aber ward der Plan aufgegeben und Alles wieder verschüttet. So steht denn jetzt Wassili-Dstrow in keinem Stücke seinem ursprünglichen Vorbilde, Amsterdam, ähnlich. In Amsterdam, wie in allen anderen Holländischen Handelsstädten und auch in den meisten unserer Seerplätze, bleibt Einem kein Zweifel darüber, daß man unter Kaufleuten sey. Auch zeigt der Geruch von Käse, Haringen, Tabak und Gewürzen, der aus jedem Hause haucht, dem Vorübergehenden deutlich genug die Waare an, mit welcher das Haus verkehrt. Waarenballen liegen in den Hausfluren und vor der Thür angehäuft, und unter allen den Weinfässern und Kaffeesäcken lassen sich kaum die Wohnzimmer des Kaufmanns auffinden. Schwer beladene Wagen rasseln auf den Straßen, daß die alten Häuser bebden, und die Menschen laufen hin und her, wenig besorgt darum, ob sie hier oder da einen Müßigen umrennen. Comptoiristen zeigen sich mit Federn hinter den Ohren vor den Pächtern, mit Zählern, Notizen, Marken und Inspektoren beschäftigt. Wie ganz anders ist es hier auf dem Petersburgerischen Wassili-Dstrow, wo die prächtigsten Paläste in langen Reihen, gepußt und aufmarschirt wie Gardejunker, stehen, wo sich kein Handels-Commis mit besiedeltem Arbeitsrocke unter freiem Himmel zeigt, ja kaum anders als nach sorgfältiger Toilette ins Comptoir geht, wo Niemand auf dem Trottoir den Anderen auf den Straßen unrennt, vielmehr Alles sich höflich und mit mille excuses neben einander hinbewegt, meistens in eleganten Equipagen, wo keine Spur von Käsegeruch zu finden, wo Alles glauben machen könnte, daß hier nur Fürsten und Herren den Handel trieben. Die Waaren-Magazine der Kaufleute liegen theils in Kronstadt, theils außerhalb der Linien der Wohngebäude, theils sind sie eben so elegant wie diese und von ihnen auf keine Weise zu unterscheiden.

Wassili-Dstrow zerfällt durch seine sich rechtwinklig schneidenden Straßen in eine Menge von Quarrés oder „Kwartals“, wie die Russen sie nennen. Die Straßen, welche der Länge der Insel nachgehen, heißen Prospekt, wie alle lange Straßen in Petersburg; bei den quer über die Insel hinlaufenden findet aber eine eigenthümliche Benennungsweise statt. Die Straßen selber haben eigentlich gar keine Namen, sondern nur die an ihnen liegenden Häuserreihen. Es werden dieselben nämlich „Linien“ genannt und durch die Ordinalzahlen von einander unterschieden. Die rechte Seite der ersten Querstraße heißt „erste Linie“, die linke „zweite Linie“, die rechte Seite der zweiten Querstraße heißt „dritte Linie“, die linke „vierte Linie“, u. s. f. bis zur 25ten Linie. Bei dieser höchst bequemen Regelmäßigkeit wird die Bezeichnung der gesuchten Wohnungen ungemein leicht. Die Sache, die bei unseren Stadt-Przergärten von Straßen und Straßenbenennungen oft so umständlicher Beschreibungen bedarf, läßt sich hier gewöhnlich mit zwei Worten sagen, wie z. B. „mittlerer Prospekt, rechte Seite zwischen der ersten und zwölften Linie Nr. 23.“ Da kann kein Mensch fehlen. Die Insel Wassili-Dstrow bildet ein gleichschenkeliges Dreieck, das mit seiner Spitze sich in das Innere von Petersburg einkeilt. Nur diese obere Spitzhälfte ist bis jetzt bebaut. Die dem Meere zugekehrte Basishälfte ist außer dem vom Galeerenhofe, dem Quartiere für Marine-Soldaten u. s. w. eingenommenen Theile völlig wüst und unbewohnt, sumpfig und häufig vom Meere überschwemmt.

Die „Petersburger Insel“, von der wieder durch kleine Flußarme die Apotheker-Insel, die Insel Petrowskoj und eine Menge kleinerer abgetheilt sind, gewährt das meiste Interesse durch die auf einer besonderen kleinen Insel vor ihr liegende Festung, die man

vom Admiralitätsthurme aus in allen ihren Theilen überseht. Sie bildet ein längliches Biered, das große Vorwerke auf der Peters-Insel und zwei andere kleine Inseln vorgeschoben hat, so daß sich auf den Kanälen, welche die Inseln von einander trennen, auch Schiffe unter die Kanonen der Festung sicher zurückziehen könnten.“

## Frankreich.

### Pierre Huguenin und die Handwerker-Vereine in Frankreich.

(Nach George Sand's neuestem Roman: „le Compagnon du Tour de France.“)

Pierre Huguenin, der Held des neuesten Romanes der berühmten Verfasserin, ist nur ein Handwerker, möchte man sagen, wenn dieselbe ihn nicht zum Ideale aller menschlicher Vollkommenheiten gemacht und sein Bild nicht mit dem strahlendsten Jugend-Rimbus geschmückt hätte. Er ist unübertroffen an Weisheit, hohem Sinne, Muth, Verstand und Schönheit: denn seine äußere Bildung und sein Benehmen geben dem angeborenen Adel seiner Seele und dem Schwunge seines Geistes nichts nach. Er ist einfach und unschuldig wie ein Kind und dabei sich seiner Kraft bewußt: er ist stolz und furchtsam, enthusiastisch und reflektirend. Seine eigenen Schmerzen fühlt er fast gar nicht; aber die Leiden der gesammten Menschheit lasten schwer auf ihm. Die Ansprüche der Armen auf Reichthum, die Ansprüche der Reichen auf menschliches Glück, die Zerstückelung des Eigenthums zerreißen sein Inneres und führen ihn an den Rand der verzweiflungsvollsten Schlüsse. Persönlicher Ehrgeiz ist ihm fremd. Er ist Handwerker und will Handwerker bleiben; nur sehnt er sich nach der Ruhe derer, die nicht von der Arbeit ihrer Hände leben, nach den Studien, welche den Geist bilden, nach den Büchern, welche die Seele mit poetischen und erhabenen Anschauungen erfüllen. Aber der Reichthum ist in seinen Augen ein Verbrechen, das er nicht auf sich laden möchte. Er ist ein Kind des Volkes, er ist arm, und diesen doppelten Vorzug möchte er um keinen Preis gegen die Auszeichnung eines hohen Ranges oder die Verweichlichungen eines großen Vermögens austauschen. Pierre Huguenin kennt die feinsten Gedankenwendungen, die zartesten Gefühls-Schattirungen; er hat alle große Schriftsteller gelesen und sich ihre kostbarsten Schätze angeeignet. In der Politik können die Männer aller Parteien von ihm lernen; in der Philosophie ist er weiter gegangen als die meisten Schriftsteller, die ihm das Heiligthum der Wissenschaft erschlossen haben. Die Kraft seiner Rede ist wunderbar, und seine Worte regen das Herz in seinem tiefsten Grunde auf. Er bleibt immer ruhig, immer Herr seiner selbst, wie sehr es auch in seinem Herzen stürmt und tobt; er ist immer zärtlich, immer mitfühlend, immer mit dem gegenwärtigen oder zukünftigen Glück seiner Brüder beschäftigt; er ist mehr als ein Held; er ist das Ideal der Tugend und des Edelstuns.

Neben ihm erbleichen und vergehen alle andere Charaktere; die Menschen, die ihn umgeben, zeigen eine Kleinlichkeit und Gewöhnlichkeit der Gesinnung, die leider natürlicher erscheint als seine Vollkommenheit. Sie sind offenbar nur da, um ihn zu heben und die Heiligkeit und Gerechtigkeit seiner Sache in ein helleres Licht zu setzen. Diese Bestimmung haben die Adligen und die Bürger aller Klassen, die vor uns hintreten, die jungen Elegants und sogar die Carbonaris. Wie viele Selbstsucht, wie viele Eifer und welche Erbärmlichkeiten bergen diese in sich! Der Handwerker erscheint neben ihnen als der König der Schöpfung. Wenn der alte Graf von Villepreux seinen Liberalismus in geistreichen Sätzen auskramt, wenn er von Gleichheit, von den Rechten und der Souveränität des Volkes spricht, so dürfen wir ihn nicht beim Worte nehmen; das würde uns übel bekommen: er spielt nur mit diesen Ideen, er betrachtet sie nur als ein Mittel, seine aristokratische Langeweile zu verschleusen; aber der Handwerker durchschaut ihn. Wenn die jungen Patrioten konspiriren und für den Carbonarismus Anhänger werden, wenn sie mit edlen Empfindungen prunken und die Freiheit mit der ganzen Kraft ihrer Lungen ausschreien, so belächelt der Handwerker ihre Unwissenheit und ihre Annahme, so erkennt er ihre wahren Beweggründe und die Beweggründe derer, die hinter ihnen stehen, und bleibt unerschütterlich. Seine Bernunft, seine Urtheilskraft, seine geistige Ueberlegenheit weichen nie von ihm, und er ist erst 21 Jahr alt! Die Fragen, die er aufwirft, sind vom ungeheuersten Interesse. Sie zeigen in der Ferne eine bessere Ordnung der Dinge als die bestehende und scheinen der Ausdruck des tiefgefühltesten und begründetsten Bedürfnisses.

Pierre Huguenin hat Frankreich durchwandert; vier Jahre lang ist er von Stadt zu Stadt gezogen, um als Genosse des „Devoir de liberté“ zu arbeiten. Zu seinem Vater zurückgekehrt, einem Tischler, der noch in allen alten Vorurtheilen befangen ist, werden ihm bedeutende Arbeiten in der Kapelle des Schlosses Villepreux übertragen. Pierre ist kein gewöhnlicher Handwerker; seine Kenntnisse, sein Geschmaack, seine Geschicklichkeit erheben ihn zum Range eines Künstlers. Er bedarf zweier Gehülfen, die er zu Blois, unter seinen Gefährten, den „gavots“, sucht. Unterweges begegnet er einem seiner liebsten Freunde, der ihm erzählt, daß die Stadt Blois zwischen dem „Devoir de liberté“, zu dem sie gehören, und dem „Devoir dévorant“ ausgespielt werden soll. Hier dürfte es indeß nöthig seyn, einige Ausführungen über den Ursprung und die Organisation der Handwerker-Verbindungen beizubringen, die ganz Frankreich durchziehen.

Wenn zwei Gesellschaften ihr Devoir in einer Stadt haben, so bleiben sie selten in Frieden. Die geringste Verletzung des Schweigens getroffenen Abkommens führt zu furchtbaren Kämpfen. Auf die geringfügigste Veranlassung hin, oft ohne eine solche, streiten sie sich

\*) „Kadetskoi Korpus.“ Die Russen nennen nicht nur die Gesellschaften der Kadetten u. s. w., sondern auch die von ihnen eingenommenen Gebäude „Corps“ („Korpus“).

um die ausschließliche Behauptung der Stadt, und der Streit währt oft Jahre lang. Wenn die Streitigkeiten, die Rede- und die Faustkämpfe zu keinem Resultate führen, so bleibt noch ein letztes Mittel, die Sache auszumachen: die Stadt wird dann ausgespielt, d. h. das ausschließliche Niederlassungsrecht in derselben. Es sind jetzt 110 Jahre, daß die Steinschneider Salomonis, genannt die „compagnons étrangers“ oder „loups“, die Stadt Lyon auf 100 Jahre gegen die Steinschneider Meister Jakob's, genannt die „compagnons passants“ oder „loups-garoux“, ausspielten. Die Letzteren verloren, und der Vertrag wurde 100 Jahre mit der strengsten Gewissenhaftigkeit gehalten. Kein „compagnon passant“ setzte den Fuß auf das Gebiet der „compagnons étrangers“. Aber als der Vertrag abgelaufen war, glaubten die Verbannten sich berechtigt, das wieder frei gewordene Gebiet zu betreten. Die Kinder Salomonis sahen die Sache nicht so an; sie fühlten sich behaglich im Besitz und meinten, ein unvergängliches Recht erworben zu haben. Man unterhandelte, aber man konnte sich nicht verständigen; man schlug sich, aber die Behörde trat dazwischen. Mehrere Vorkämpfer beider Parteien hatten sich Thaten zu Schulden kommen lassen, welche sie in das Gefängnis oder auf die Galerien führten. Aber das Gesetz, welches diese maurerischen Verbindungen nicht anerkannte und beschützte, konnte auch den Streit nicht enden. Die Sache schwebt noch bei den geheimen Gerichtshöfen der Verbindungen, und es ist zu fürchten, daß sie noch mehr als einem der Theilnehmer die Freiheit und das Leben kosten wird.“

Die Nachforschung nach den Ursachen der Uneinigkeit unter den verschiedenen Handwerker-Verbindungen würde vom höchsten Interesse seyn; aber hier herrscht das tiefste Dunkel. Die Arbeiter verbergen sie sorgfältig, wenn sie dieselben kennen; aber es ist anzunehmen, daß sie nicht viel mehr wissen als wir. Was bedeutet z. B. der endlose und blutige Streit zwischen den beiden ältesten Verbindungen, der Salomonis und der Meister Jakob's, auch genannt die „Gavots“ und die „Dévorants“, oder das „Devoir“ und das „Devoir de liberté“, wegen der Ermordung Hiram's beim Tempelbau von Jerusalem, eine Frage, welche die meisten Handwerker im wörtlichsten Sinne nehmen. Jede Verbindung schiebt der anderen diese schreckliche Anklage zu und sucht sie von sich abzuwälzen. Wenn die Verbindungen ihre Feierlichkeiten begehen, ziehen die Mitglieder Handschuhe an, um dadurch anzudeuten, daß sie sich rein von diesem Verbrechen erhalten haben. Die Handwerker fordern sich heraus und schlagen sich todt, um das Andenken Hiram's zu rächen, der von einer neidischen Hälfte seiner Arbeiter erschlagen und unter dem Schutt begraben seyn soll. Es liegt hier offenbar eine historische Thatsache zu Grunde oder ein Lebensprinzip der Bergangenheit und Zukunft des Volks, das in eine Dichtung gekleidet ist.“

Einige gebildete und unterrichtete Handwerker haben das Geheimniß auf philosophische Weise zu erklären gesucht. Die Einen führen den Ursprung ihrer Verbindung auf den Untergang des Tempel-Ordens zurück, und nach ihrer Versicherung wäre der berühmte Meister Jakob, der Ober-Zimmermeister Salomonis, Niemand anders als der Großmeister Jakob Molay. Nach Anderen müßte man weiter zurückgehen und den Grund der Feindschaft in dem Haffe der ihres Besitzes beraubten und verfolgten Stämme des südlichen Frankreichs suchen, namentlich der Albigenen gegen ihre Peiniger, die Dominikaner. Es ließe sich ganz gut annehmen, daß die großen Insurrectionen der Landbewohner, der Waldenser, Protestanten und Calvinisten, welche sich als Befehrer des ewigen Evangeliums ankündigten und mit ihrem Blute die Ebenen Frankreichs benetzt haben, nicht unterdrückt worden sind, ohne den Haß gegen ihre Verfolger von Generation zu Generation zu vererben. Der Grund ist vergessen oder entstellt, aber die Leidenschaft hat sich erhalten.“

Es giebt zwei Verbindungen, deren Ursprung weit zurückreicht: es sind die genannten. Aus diesen beiden Gesellschaften oder aus einer von ihnen ist eine dritte hervorgegangen, die beiden feindlich gegenübersteht: es ist die der „Union“ oder der „Indépendants“, genannt die Révoltes. Sie wurde 1830 zu Bordeaux von Aspiranten gegründet, die sich gegen ihre Gefährten auflehnten. In Lyon, Marseille, Nantes hielten ihnen viele Unzufriedene zu. Eine vierte Gesellschaft ist die des Père Soubise, welche sich auch „Dévorants“ nennt. Jede Gesellschaft hat ihre Verbindungs-Städte, wo die Handwerker sich aufhalten und arbeiten dürfen, und wo sie Anspruch auf die Unterstützung und den Schutz der Gesellschaft haben, deren Mitglieder, je nach ihren Wünschen oder Bedürfnissen, sich festsetzen oder wechseln.“

Gewisse Grundlagen haben alle Devoirs und alle Körperschaften, die sie bilden, gemein, und wenn man die Sache im Ganzen und Großen betrachtet, sind die Hauptgrundsätze edel und achtungswerth. Die Zulassung der Handwerker zur Arbeit, die Verbürgung ihrer Ehre, die Beziehungen des Gefellen zum Meister, die Cerimonie des Abschiedes, die Unterstützung der Kranken, die Feier der Verbindungs-Feste und viele andere Gebräuche sind gemeinsam. Der größte Theil der Handwerker in den Provinzen gehört den Verbindungen an. Der kleinere Theil kennt deren Wichtigkeit nicht und wünscht nicht, in ihre Geheimnisse einzudringen.“

Was den Verbindungen in den Provinzen ihre Bedeutung giebt, sind die Kenntnisse, der kriegerische Sinn, der Associationsgeist und die regelmäßige Organisation einer Masse junger Leute, welche das Bedürfnis haben, der Vereinzelung, der Unwissenheit und dem Elende zu entgehen. Dies sind die edlen verlorenen Söhne der großen Handwerker-Familie, die Zigeuner der Industrie, die kühnen

Mamertiner des alten Roms. Die Wanderjahre sind die abenteuerliche Pilgerschaft, die irrende Ritterschaft des Handwerkers. Wer weder Haus noch Erbtheil hat, sucht auf der Landstraße eine Heimat, eine Adoptiv-Familie, die ihn weder im Leben noch im Sterben verläßt. Wer nach einer ehrenwerthen und sicheren Stellung in seinem Lande strebt, will sich doch der Kraft seiner Jugend bewußt werden und sich in den Strudel eines thätigen Lebens stürzen. Vielleicht findet er im ganzen Laufe seines zukünftigen Lebens kein Jahr, keine Woche der Freiheit mehr. Er muß die unbestimmte Sehnsucht, die ihn treibt, befriedigen; er muß reisen. Später nimmt er den Hammer oder den Meißel in die Hand. Aber ihm bleiben Erinnerungen und Eindrücke: er hat die Welt gesehen; er kann seinen Freunden und Kindern erzählen, wie schön und groß das Vaterland ist.“

Pierre Piquentin, um auf diesen zurückzukommen, ist freilich über diese Verbindungen hinaus. Seine Liebe zur Menschheit ist so groß, daß er alle trennende Schranken einreißen und alle Herzen im Gefühl der brüderlichen Liebe vereinen möchte. Deshalb ermahnt er seine Brüder, die gavots, sich den anderen Gesellschaften zu nähern und die alten Streitigkeiten zu vergessen. Aber er wird nicht gefaßt; seine Worte und Botschläge erregen Mißtrauen; man behandelt ihn fast wie einen Ueberläufer, während sein Freund Amaury, der ihn kennt, in ihm das Abbild Christi oder vielmehr einen neuen Christus erblickt, der seine Sendung der Liebe unter Wesen erfüllt, die ihn verkennen und mißverstehen.

## Mannigfaltiges.

— Herr Lacordaire und der Umschwung der religiösen Meinung in Frankreich. Der Abbé Lacordaire, dessen Predigten vor vier oder fünf Jahren in Paris so viel Aufsehen machten, daß der damals noch sehr junge Geistliche schon zu den Illustrationen der Hauptstadt gezählt wurde, ist, nachdem er eine Zeit lang, wie es schien, dem Glanze seines Namens ganz entlagt hatte, mit einemale wieder auf der Kanzel von Paris erschienen, und zwar mit demselben Erfolge, den er bei seinem ersten Auftreten fand. Aber eine wichtige Scheidelinie ist zwischen seinen früheren und seinen jetzigen Predigten für ihn und seine Zuhörer gezogen. Der Erzbischof von Paris hatte ihn vor vier Jahren, weil seine Predigten nicht ganz dem Geiste der Römischen Kirche gemäß befunden wurden, von der Kanzel suspendirt; Lacordaire war nach Rom gegangen, um seine Rechtgläubigkeit zu vertheidigen, aber dort wollte man keine Vertheidigung, sondern unbedingte Buße. Der junge Geistliche that, was man verlangte; ja, er that noch mehr: aus dem Weltpriester wurde ein Ordenspriester, ein Mönch, und zwar trat er in den armen, keinerlei Aussicht zu künftigen geistlichen Ehrenstellen gewährenden Orden der Dominikaner ein. In dem einfachen Gewand von grobem wollenen Zeug erscheint er nun auf der Kanzel des prächtigen Domes von Notre-Dame, vor sich unter den gothischen Gewölben und rings um die tausendjährigen Säulen das elegante Publikum von Paris. Natürlich machen jetzt seine beredten Demonstrationen gegen die Eitelkeiten dieser Welt, seine Beteuerungen eigener Ehrgeizlosigkeit, wenn er auf das grobe Gewand zeigt, das seine Brust bedeckt, einen um so ergreifenderen Eindruck. In Frankreich kommt Alles auf den dramatischen Effekt an; wo dieser glücklich erreicht ist, da ist das Spiel gewonnen. Um dieses Effectes sicher zu seyn, bedient sich übrigens Herr Lacordaire noch eines anderen Mittels, als seiner lange bewunderten Zurückgezogenheit und Buße; er bringt nämlich die französische „Gloire“ in seine Predigten und weiß dieses Thema mit seinen biblischen Texten immer sehr gut zu verweben. Legitim sprach er von den Helden der Geschichte Frankreichs, von der er ein vollständiges Resumé gab, indem er nachzuweisen bemüht war, daß es immer der Katholizismus gewesen, der allen jenen Helden, von Clovis und Karl Martell an, erst die Weihe gegeben; selbst Napoleon habe nicht umhin gekonnt, „in diesen Hallen aus den Händen des greisen Stellvertreters Christi die Krone zu empfangen, die er auf den Schlachtfeldern sich erobert hatte.“ Herr Lacordaire wendet sich nicht gegen die Leidenschaften seines Volkes; er weiß, dies würde so viel heißen, als gegen den Strom schwimmen. Darum schmückt er diesen Leidenschaften vielmehr, und so glaubt er, sie in der Folge zu seinem Vortheil benützen zu können. In welchem Maße ihm dies gelingt, möge aus nachfolgenden Bemerkungen der Revue de Paris entnommen werden: „Was uns betrifft, so müssen wir gestehen, daß, als wir am Sonntag Notre-Dame verließen, wir gleichmäßig von Achtung vor dem ausgezeichneten Talente des Redners und von Bewunderung des herbeigeströmten Publikums durchdrungen waren. Bewundernswürth ist in der That der Umschwung der öffentlichen Meinung, der unter uns stattgefunden. Man denke sich den Schrei des Unwillens und der Wuth, den es noch vor etwa zehn Jahren, unter einem anderen Regime, erregt hätte, wenn ein Mönch auf der Kanzel erschienen wäre. Welchen Aufruhr in der Presse, welche Diatriben gegen den religiösen Fanatismus hätte man erhoben! Und nun seht, — nachdem in diesem Sinne eine Revolution geschehen, ist es das Wort eines Dominikaners, das nicht allein kein Mißtrauen einflößt, sondern vielmehr mit warmer Theilnahme angehört wird! Wahrlich, Herr Lacordaire hat recht, den Ruhm der französischen Nation zu preisen, denn wir sind ein edelmüthiges Volk, ohne Heimtücke und jeder Bervollkommnung fähig. Seit zehn Jahren besonders hat der öffentliche Geist in Frankreich sehr lobenswerthe Fortschritte gemacht: Jeder ist bereit und willig, mit Redlichkeit die Ideen des Anderen zu prüfen, und selbst der alte Journalismus ist tolerant geworden.“